

Die ‚Kleine vom August‘

oder

Aus der Innenansicht einer engagierten Arbeitnehmerin

Abstract

Der Text beschreibt den über 40 Jahre langen Berufsweg einer im Widerstand gewachsenen engagierten, selbstbewussten und kompetenten Frau, inmitten meist von Männern dominiertem Berufsalltag. In einem Rückblick wird beschrieben, wie durch Reflektion und einer veränderten inneren Haltung letztlich eine gesunde Entwicklung entstehen konnte.

Der Anfang

„HURRA! – Abitur mit 1,9 bestanden! Jetzt steht mir die Welt offen...“

so dachte ich in meiner jugendlichen Unbedarftheit, doch es sollte ganz anders kommen...

Durch den frühen Tod meines Vaters August – ich war damals erst 14 Jahre alt – hatte ich bereits früh gelernt, Verantwortung zu übernehmen und Eigeninitiative zu entwickeln.

Ich war nun 18 Jahre alt und wollte Geld verdienen, um meiner Mutter einen Teil der finanziellen Sorgen abzunehmen – die Witwen- und Waisenrente für sie, meine kleine Schwester und mich betrug 550 DM. Das entsprach exakt der Höhe unserer Miete.

Während der ersten Ölkrise 1974 waren Arbeitsplätze rar und es war eine wirtschaftlich schwierige Zeit. Ich bewarb mich auf viele verschiedene Stellen. Ich wurde zu einigen Vorstellungsgesprächen eingeladen, aber letztlich wurden stets Männer eingestellt. So mancher Arbeitgeber machte dies auch mit seinen Worten ganz deutlich: *„Sie sind nun mal eine junge Frau und könnten schwanger werden. Daher haben wir uns für einen Mann entschieden“*. Ich war wütend, wollte zeigen, was ich kann. Schon in meiner Schulzeit hatte ich den Eindruck, dass die Jungs in meiner Klasse bevorzugt wurden und weniger leisten mussten, um gute mündliche Noten zu bekommen oder den einen oder anderen Zusatzpunkt in schriftlichen Arbeiten. Ich empfand es als echte Benachteiligung ein Mädchen zu sein und strengte mich umso mehr an. Mein Ziel war, zu beweisen, dass Mädchen klug und interessiert sind.

Ich hatte also mein Abiturzeugnis in Händen und wollte Rechtspflegerin werden. In einem letzten Gespräch sollte die Wahl zwischen mir und einem Klassenkameraden fallen, dessen Vater genau an diesem Gericht beschäftigt war. Natürlich wurde er bevorzugt, um dann nach nur einem halben Jahr aufzugeben. Diese Information

schmerzte einerseits, andererseits bestärkte sie mich auf meinem Weg, denn ich war sicher: ich hätte durchgehalten!

Ein ‚Klaps‘ auf den Hintern

Nach der Absage des Amtsgerichts und weiterer Vorstellungsgespräche in anderen Unternehmen begann ich bei dem Arbeitgeber meines verstorbenen Vaters – einem internationalen Unternehmen - zu arbeiten. Mir schien, dass sie bei der Vergabe der Stelle eine gewisse Verpflichtung gegenüber meinem verstorbenen Vater verspürten. Er hatte dort 26 Jahre lang verschiedene Abteilungen geleitet und zeitweise den Nachwuchs ausgebildet, ohne selbst die Meisterprüfung abgelegt zu haben. In seiner Familie – mein Großvater war Schuhmachermeister mit eigener Werkstatt – galt das Wort: *„Schuster bleib bei Deinen Leisten!“* Als mein Vater entschied Feinmechaniker und kein Schuhmacher zu werden, hatte ihn mein Großvater kurzerhand enterbt. Und als die von meinem Vater August ausgebildeten „Lehrbuben“ sich ihrerseits entschlossen, die Meisterprüfung zu machen, entschloss sich schließlich auch mein Vater August für diesen - seine Berufswahl krönenden - Schritt. Allerdings hatten sie alle – Lehrlinge wie auch August - von Algebra und Trigonometrie noch nie etwas gehört, sollten genau das jetzt für ihre Abschlussprüfung beherrschen.

Ich hatte mich damals nach Feierabend zu ihnen an den Esstisch in unserem Wohnzimmer gesetzt und lehrte sie, was ich gerade selbst gelernt hatte. Das war für mich ein beinahe erhebendes Gefühl. Wenige Wochen vor seinem Tod bestand August in allen Fächern mit „sehr gut“. Ich war stolz auf mich, und ich war stolz auf meinen Vater, wollte werden wie er!

So sehr sich sein ehemaliger Arbeitgeber verpflichtet gefühlt haben mag, ich hatte dort stets einen schweren Stand. Viele Kollegen kannten mich ja von klein an und nahmen mich – inzwischen 19 Jahre alt – nicht ernst. Ich strengte mich über die Maßen an - und doch fehlte es an Respekt vor der jungen Erwachsenen und entsprechend fehlte die Wertschätzung. Ich blieb *„die Kleine vom August“*.

Es kränkte mich, ich nahm es hin, schwieg und konzentrierte mich darauf, meine Arbeit besonders gut zu machen. Als mir allerdings ein Kollege auf dem Weg aus der Kantine auf der Treppe einen „Klaps“ auf den Hintern gab, ohrfeigte ich ihn im Affekt und wusste im gleichen Moment: wenn ich weiterkommen will, muss ich kündigen und neue Wege gehen! Ich verließ meine heimatliche Kleinstadt, wollte meinen Lebensunterhalt andernorts verdienen.

In der Landeshauptstadt

Ich fand eine Arbeitsstelle in einem größeren Unternehmen in der Landeshauptstadt. Nun lebte ich in einer Wohngemeinschaft und genoss die Vorzüge einer Großstadt. Voller Freude und mit großem Engagement nahm ich mich meiner neuen Tätigkeit an und stellte schnell fest: ohne das Zeugnis eines Berufsabschlusses würde es hier kein Weiterkommen geben!

Daher bemühte ich mich um eine externe Zulassung zur Prüfung - eine Sondergenehmigung der Industrie- und Handelskammer - für den Abschluss als Bürokaufmann. Bürokauffrauen kannte man damals noch nicht. Aufgrund meiner kurzen Berufserfahrung war man jedoch wenig geneigt, mich zur Prüfung zuzulassen. Ich bestand mit Nachdruck auf dieser Chance und legte voller Scham meine persönliche Situation offen.

Unter größten Bedenken der Verantwortlichen wurde ich letztlich doch zur Prüfung zugelassen. Schriftlich bestand ich mit Bravour, und es zeigte sich, dass man mir in der mündlichen Prüfung ganz besonders „auf den Zahn fühlen“ wollte. So fand ich mich als junge Frau vor einem „*Tribunal*“ von sieben Männern wieder, die mir eine bohrende Frage nach der anderen stellten. Sie saßen verschanzt hinter ihren Tischen und ich auf einem Stuhl inmitten des Raumes. Es schien, als wollten sie meine Niederlage regelrecht erzwingen. Ich konnte glücklicherweise jede ihrer Fragen beantworten und bestand die Prüfung mit „gut“. Dieser Kampf hatte sich gelohnt!

Es machte mir Spaß zu lernen und mich weiterzuentwickeln und ich erwarb ein weiteres Zertifikat in „*Commercial Correspondence*“. Bedauerlicherweise half auch diese Zusatzqualifikation nicht weiter, ich hatte die „gläserne Decke“ schon bald erreicht.

Für mich blieb nur die Entscheidung, zu gehen und nach einer neuen Bewährungschance zu suchen. Diese schien im öffentlichen Dienst auf mich zu warten. Der Geschäftsführer einer Landeskammer stellte mir in Aussicht, nach einer Einarbeitungszeit eine Stelle mit weitreichenden Möglichkeiten der Entwicklung übernehmen zu können. Wie sich schnell herausstellte, hatte er diese Absicht nicht mit seinem Vorgesetzten abgestimmt. Es blieb ein Lippenbekenntnis und es sollte dort keine Karrierechance für mich geben. So kündigte ich noch in der Probezeit.

Mädchen für „Alles“

Schnell war der nächste Job gefunden, in einem Unternehmen mit Geschäftsbeziehungen in die Vereinigten Staaten. Hier konnte ich meine Englischkenntnisse anwenden und hatte zunächst großen Spaß an der Tätigkeit.

Nach sehr kurzer Zeit aber lernte ich die wahre Natur des Geschäftsführers kennen. Zunächst fand ich heraus, dass ich innerhalb eines Jahres bereits die dritte Besetzung an diesem Arbeitsplatz war. Vorsichtshalber hatte man deshalb meine Probezeit auf 6 Monate mit 3-monatiger Kündigungsfrist verlängert, was mir in meiner Unerfahrenheit erst später auffallen sollte.

Mit meiner Leistungsbereitschaft und meiner schnellen Auffassungsgabe hatte ich nach kurzer Zeit alle Arbeitsabläufe im Griff – bekam zusätzliche Arbeiten zugeteilt. So blieb ich – natürlich unbezahlt – abends häufig 1 oder 2 Stunden länger im Büro. Das wurde ganz selbstverständlich erwartet, ohne Dank, ohne Anerkennung. Ärger gab es nur, wenn ich morgens 5 Minuten später kam, weil mein uralter VW Käfer wieder mal nicht angesprungen war.

Nach wenigen Wochen wurde die Reinemachefrau krank. Mein Chef bat mich, doch *„mal eben über die Schreibtische zu wischen und die Papierkörbe auszuleeren“* – kein Problem für mich. Dann bat mich seine Sekretärin *„bitte ganz kurzfristig“* einen Text zu übersetzen, den entsprechenden Lochstreifen zu schreiben und in die USA zu senden (für jüngere Leser: man nannte es Telex). Noch immer kein Problem: *„Das mache ich doch gerne für eine Kollegin“*, dachte ich.

Schließlich fiel ein Kollege aus und ich wurde gebeten, *„ausnahmsweise, aber dringend“* in der Packerei für einen Eilauftrag auszuhelfen. Selbstverständlich habe ich auch das so nebenbei mit erledigt und wieder stillschweigend unbezahlte Überstunden angehängt.

An dem Tag jedoch, an dem mein Chef mich aufforderte - natürlich wieder *„mal eben“* auch die gesamte Toilettenanlage zu putzen, platzte mir der Kragen. Seine Aufforderung brachte selbst für mich das Fass der engagierten Selbstverständlichkeiten zum Überlaufen! Bis dahin kannte ich die traumatisierenden Spiele der Macht noch nicht, hatte jetzt aber eine Ahnung davon bekommen.

Ich war 24 Jahre alt und auf mein Einkommen angewiesen. Ich kündigte aus dem Bauch heraus sofort. Als ich noch in der Mittagspause zuhause die Kündigung auf einer alten Kofferschreibmaschine schrieb, bekam ich eine Panikattacke. Denn ich wusste: meine Kündigung würde meine Existenzgrundlage vernichten. Gleich nach der Pause übergab ich meine Kündigung dem Chef persönlich. Er zeigte sich sehr erschrocken und bot mir spontan einen Firmenwagen und 500 DM mehr Gehalt - 1980 eine enorme Summe! Ich aber war so in meiner Ehre verletzt, dass ich nicht bereit war, hier auch nur einen einzigen Tag länger zu bleiben. Dem stimmte mein Chef mit Verweis auf meine Kündigungsfrist im bestehenden Arbeitsvertrag nicht zu. Ich musste noch über 3 Monate bleiben. Es wurde eine extrem harte, wie lehrreiche Zeit für mich.

Grenzen erfahren

Gelernt hatte ich immerhin, welchen Marktwert ich mit meinen Qualifikationen hatte. So konnte ich beim nächsten Vorstellungsgespräch selbstbewusst meine Gehaltsvorstellung vortragen, die anstandslos akzeptiert wurde. Ich dachte, dass sei ein Erfolg für mich. Ein weiteres Mal aber hatte ich mich zu früh gefreut!

Der neue Job bot schon nach kurzer Zeit keine wirklichen Herausforderungen mehr. Und so bewarb ich mich bald intern auf eine höher qualifizierte und besser bezahlte Tätigkeit im Hause, die mir tatsächlich auch mündlich zugesagt wurde. Zeitgleich aber hatte ich geheiratet und erwartete wunschgemäß mit 26 Jahren unseren ersten Sohn. Die mündliche Zusage für die neue Aufgabe wurde bei Bekanntwerden meiner Schwangerschaft postwendend zurückgezogen. Der zuständige Abteilungsleiter *„tröstete“* mich mit chauvinistischer Überheblichkeit: *„auch wenn Sie die neue Stelle nicht antreten können, immerhin haben Sie ja Ihren Ehemann hier kennengelernt...“*, was überhaupt nicht zutraf.

Zu jener Zeit gab es, nach der Geburt unseres ersten Sohnes, keine Möglichkeit der Weiterbeschäftigung, Halbtagsstellen wurden „*bei uns grundsätzlich nicht*“ angeboten. Mir blieb wieder einmal nur die Kündigung.

1982 waren Kindergartenplätze spärlich gesät und die wenigen, die es gab, waren Müttern vorbehalten, die den Nachweis eines Arbeitsplatzes vorweisen konnten.

Ohne Kindergartenplatz keine Arbeit und ohne Arbeit kein Kindergartenplatz! Es gab kein Entrinnen, ein Teufelskreis!

Schon bald erwartete ich ein zweites Kind und wir waren überglücklich, dass unser Sohn ein Geschwisterchen haben sollte. Mitte des sechsten Schwangerschaftsmonats erkannte die Ärztin, dass es sich um siamesische Zwillinge handelte, die keine Überlebenschancen haben würden. Es begann eine traumatische und stark belastende Zeit für meine Familie.

Nach einem Jahr der Trauer durften wir uns über die Geburt unseres zweiten Sohnes freuen. Für den „*großen Bruder*“ begann nach der belastenden Stille eine leichtere Zeit. In den folgenden Jahren engagierte ich mich im Elternbeirat des Kindergartens, später in der Grundschule und anschließend im Gymnasium meiner Söhne.

Wieder zurück und geradeaus in den Burnout

Nebenbei bildete ich mich weiter und machte 1991 einen Fortbildungsabschluss als staatlich geprüfte Betriebswirtin, Fachrichtung Datenverarbeitung. Mit der neu erworbenen Qualifikation fand ich umgehend eine Teilzeitstelle, bei einem jungen Unternehmer. Das Einstellungsgespräch fand im Büro seines Vaters im ältesten Wohnturm am Ort statt. Mein erster Arbeitstag begann damit, dass wir gemeinsam aus einem Katalog Büromöbel aussuchten, die ich mir persönlich noch einmal ansehen und bestellen sollte. Das neu angemietete Büro war noch komplett leer und es fehlte an allem. Der junge Mann drückte mir ein Bündel Geldscheine und seinen Mercedesschlüssel in die Hand. Ich sollte losfahren, die Möbel bestellen und das benötigte Büromaterial einkaufen. Um die Technik würde er sich selbst kümmern. Stolz auf das mir entgegen gebrachte Vertrauen startete ich engagiert in diese neue Aufgabe und legte mich ordentlich ins Zeug! Nach wenigen Jahren aber hatte ich wieder die mir schon vertraute Grenze der Unterforderung erreicht. Mein Anspruch an eine befriedigende Beschäftigung, die fordert und fördert, war wohl zu hoch. Ich suchte mir umgehend eine neue Herausforderung.

Ein noch junges gewerkschaftsnahes Unternehmen bot mir diese Chance und ich griff zu. Wir waren ein gutes Team, expandierten schnell und die Tätigkeiten waren so vielfältig, wie interessant. Die mannigfaltigen Aspekte der unterschiedlichen Anforderungen schienen mir „*perfekt*“. Ich war sehr berührt, als ich zu meinem 40. Geburtstag von meinem Chef mit der Biografie einer Wissenschaftlerin überrascht wurde, die er mit der Widmung: „*die Biografie einer engagierten Frau für eine engagierte Kollegin*“ versehen hatte.

Die folgenden Jahre bescherten mir eine interessante berufliche Zeit, mit vielen Herausforderungen. Entsprechend steigerte ich meine Arbeitszeit kontinuierlich. Das

wurde möglich, weil meine Söhne mit den Jahren immer selbständiger wurden. An manchen Tagen nahm ich sogar Arbeit mit nach Hause, es machte einfach großen Spaß Teil dieses Kollegiums zu sein.

Inzwischen hatten wir ein Haus gebaut und ich steigerte mein familiäres, wie berufliches Engagement derart, dass ich geradewegs in ein „*Burnout*“ lief. Ich beantragte eine Auszeit und auf der langen Autofahrt in die Reha-Klinik wurde mir bewusst: so kann es nicht weitergehen, den Stress kann ich auf Dauer nicht bewältigen!

Erst dort begann ich wieder auf meinen Körper zu achten, regelmäßig Sport zu treiben, mir meiner Visionen, Hoffnungen und Wünsche bewusst zu werden. Es war vermutlich das erste Mal überhaupt, dass ich mich selbst richtig wahr und vor allem wichtig nahm.

Der Wind dreht sich

Nach einigen Jahren gab es einen Wechsel in der Führung des Unternehmens. Die Freude am kooperativen Miteinander, wuch einem direktiven Führungsstil - Selbständigkeit und Entscheidungsfreiheit wurden beschnitten, freie Meinungsäußerungen waren nicht länger erwünscht. An Verbesserungsvorschlägen oder gar innovativen Ideen bestand nun kein Interesse mehr.

Während eines Urlaubs – ich war nahezu 10 Jahre im Unternehmen tätig – erhielt ich einen Anruf des neuen Chefs. Ich solle kurzfristig vorbeikommen, man müsse mit mir reden. Noch vor Ende meines Urlaubs wurde mir eröffnet, dass mein Tätigkeitsbereich „*outgesourct*“ werde. Ich müsse – und das bedaure man sehr - mir schnellstens einen neuen Job suchen.

Ich sah mich unvermittelt vor einer persönlichen Katastrophe: ich würde arbeitslos sein, ohne Einkommen dastehen! Gerade erst hatte ich mich von meinem Ehemann getrennt und meine beiden pubertierenden, nach neuen Herausforderungen hungernden Söhne, stellten mich vor echte Herausforderungen.

Ich schrieb nahezu 80 Bewerbungen und wurde zu vielen Vorstellungsgesprächen eingeladen. Immer wieder hörte ich den Satz: „*Sie sind leider überqualifiziert und werden uns sicher schnell wieder verlassen! Zudem sind sie eine alleinerziehende Mutter, dass passt nicht zu uns!*“

Mir wurde schnell klar, dass auch in unseren „*modernen Zeiten*“ die Tatsache eine erhebliche Rolle spielt, als Frau geboren worden zu sein und Nachteile akzeptieren zu müssen! Dies nicht zuletzt in finanzieller Hinsicht, Qualifikation hin oder her. Oder lag es möglicherweise daran, dass ich in einem gewerkschaftsnahen Umfeld mich als Betriebsrätin engagiert hatte?

Ich entschied, mich gegen das „*outplacement*“ zur Wehr zu setzen und holte mir juristische Unterstützung. Mit deren Hilfe konnte ich nicht nur eine Abfindung aushandeln, sondern meinen Arbeitgeber veranlassen, mir im gewerkschaftlichen Umfeld einen anderen Arbeitsplatz zu suchen.

Vom Regen in die Traufe

Eine entsprechende Anfrage folgte auf dem Fuß. Ein politischer Sekretär einer großen Gewerkschaft suchte dringend eine Sekretärin. Ich vereinbarte umgehend einen Vorstellungstermin.

Bereits die erste Begegnung war ernüchternd. Weit mehr als eine Stunde ließ man mich im Flur warten, mit der Begründung: *„Der Kollege sei so beschäftigt, eigentlich habe er überhaupt keine Zeit für mich!“*. Als es nach einer gefühlten Ewigkeit doch noch zum Vorstellungsgespräch kam, ging dieses kurz und unstrukturiert über die Bühne. Immerhin sagte er mir die Stelle zu. Auf dem Rückweg nach Hause wurde mir erschreckend klar, wie weit der tägliche Weg zur Arbeit sein würde.

Sie boten mir dasselbe Gehalt wie beim alten Arbeitgeber, hatten sich intern bereits informiert. Und natürlich wusste man um meine Nöte als Alleinerziehende. Immerhin - um mich ein wenig zu besänftigen - bot mir die Personalabteilung einen Fahrtkostenzuschuss an. Die tägliche Fahrtstrecke betrug mehr als 100 km, eine massiv überlastete Strecke, über vier stark frequentierte Autobahnen.

Dennoch, und wie stets voller Elan, startete ich in meine neue Tätigkeit, aber die Entfernung zwischen Arbeitsstätte und Wohnort kostete zunehmend Zeit und Nerven.

Der Beginn meiner Beschäftigung erfolgte zunächst nur auf die mündlichen Vereinbarungen hin. Wiederholt fragte ich nach meinem Arbeitsvertrag. *„Es dauere noch ein wenig, man sei überlastet...“* war die immer gleiche, unaufgeregte Antwort. Die erste Gehaltsabrechnung erfolgte: ohne Fahrtgeld! Ich fragte wieder nach: die immer gleiche Antwort! Mit dieser Verzögerungstaktik hielt man mich hin. Nach über einem halben Jahr erhielt ich endlich meinen Arbeitsvertrag, aber von einem Fahrtkostenzuschuss war darin keine Rede mehr: *„ich solle doch froh sein, in meinem Alter überhaupt noch eine Arbeitsstelle gefunden zu haben...“*. Ich war gerade 47 Jahre alt geworden.

Eine mündliche Zusage – im betriebswirtschaftlichen Umfeld gilt das als Vertrag - wurde nicht eingehalten. Aber es sollte so weitergehen...

Gleich zu Beginn übernahm ich die Vorbereitung und Organisation einer großen Konferenz. Ich fühlte mich allein gelassen, kannte die Gepflogenheiten noch nicht. Wie bisher auch, biss ich mich durch und es wurde ein Erfolg.

Schnell merkte ich auch hier, dass meine Fähigkeiten und Kompetenzen bevorzugt genutzt und eingesetzt wurden, die Bezahlung hingegen war keinesfalls angemessen und wurde auch nicht entsprechend angepasst.

Die Unbequeme wird geboren

Das üblich fordernde, nicht aber fördernde Führungsgebaren gipfelte in der Anfrage, ob ich mich nicht nebenbei um die Betreuung und Anleitung eines Auszubildenden

kümmern könne. Ich würde ja als alleinerziehende Mutter von zwei pubertären Jungs über die notwendigen Kompetenzen verfügen. Natürlich habe ich das gerne zugesagt, weil mir junge Menschen sehr am Herzen liegen und ich gerne lernbegleitend zur Verfügung stehen wollte. Und ich wollte es „*richtig*“ machen.

Ich recherchierte die Möglichkeiten einer Fortbildung, wollte die Ausbildereignungsprüfung vor der Industrie- und Handelskammer ablegen und fragte meinen Arbeitgeber an, wann ich die Fortbildung beginnen könne.

Zunächst wurde ich – wie gewohnt – hingehalten. Von Zeit zu Zeit fragte ich nach und wurde ein ums andere Mal vertröstet, man habe ja noch andere (zwischen den Zeilen: wichtigere) Dinge, um die man sich kümmern müsse.

Nach vielen Monaten war meine Geduld am Ende. In einem Schreiben an die Personalabteilung setzte ich eine Frist für deren Genehmigung, mich zum nächsten angebotenen Kurs bei der Industrie- und Handelskammer anmelden zu können. Wieder keine Reaktion!

Ich entschied, die Betreuung des Auszubildenden nicht länger – unentgeltlich – neben meiner sonstigen Tätigkeit fortzuführen. Ein empörter „*Aufschrei*“ war die Folge: *“Was fällt Dir eigentlich ein? Du erdreistest Dich, eine Frist zu setzen! Es ist ausschließlich Sache der Personalabteilung, wen Sie einsetzt und wer sich fortbilden darf!”* Ich war wie vor den Kopf geschlagen und sah immer klarer: hier geht es nicht um die Sache, sondern einzig um Macht!

Mit meinem anspruchsvollen Verhalten war ich plötzlich nicht mehr die „*kleine Angestellte*“, die dankbar zu sein hatte, dass sie dort überhaupt arbeiten durfte – mein Ruf als unbequeme Mitarbeiterin war geboren.

Als Unbequeme durfte ich auch weiterhin viel und selbständig arbeiten. Natürlich blieben aber Anerkennung und Wertschätzung aus. Es gab auch hier kein Weiterkommen für mich. Gerade erst hatte ich meinen 50. Geburtstag gefeiert und dachte: das kann es noch nicht gewesen sein!

Am kürzeren Hebel

So bewarb ich mich intern auf eine höher dotierte Stelle in einem Vorstandssekretariat und wurde genommen. Zunächst war ich froh. Dann erfuhr ich, dass ich die einzige Bewerberin gewesen war und sollte schon bald erfahren, warum sich keine andere Kollegin auf diese Stelle beworben hatte. Ich wurde beleidigt, gemobbt und in meinen Arbeitszeiten – trotz offizieller Gleitzeit - persönlich radikal eingeschränkt. Um seine Macht zu verdeutlichen, strich mir der Vorgesetzte die bereits angefallenen 100 Überstunden, natürlich ohne Zeit- oder finanziellem Ausgleich. Zusehends empfand ich meine monatliche Entlohnung als „*Schmerzengeld*“.

Einerseits zwangen mich die äußeren Umstände zu bleiben, andererseits ließ mich die Aussicht ausharren, irgendwann vielleicht doch eine erfüllende Tätigkeit ausüben zu können. Gleichzeitig warnte meine innere Stimme vor einem neuerlichen Burnout.

Mir war klar: auf Dauer würde ich die ständigen Demütigungen und Entwürdigungen nicht hinnehmen können und wollen. Ich beschloss meine Freizeit für eine systemische Beraterausbildung zu nutzen.

Die neue Ausbildung war heilsam für mich, ich reflektierte meine bisherigen Verhaltensweisen und -muster und konnte bald einiges verändern. Mehr und mehr erkannte ich, was gut für mich war. Mir wurde deutlich, dass ich es war, die ihre Leistungsbereitschaft von diesem Arbeitgeber schamlos ausnutzen ließ. Mein Verantwortungsgefühl blieb die treibende Kraft weiterzumachen. Jeden Morgen beim Aufstehen kurz nach 5 Uhr war mir klar: ich will meine Kinder gut versorgen, mein Haus abzahlen und für meine Mutter da sein, die inzwischen alt geworden und immer stärker auf meine Unterstützung angewiesen war.

In dem ambivalenten beruflichen Umfeld überraschte mich indes, dass der Vorstandsvorsitzende mir respektvoll auf Augenhöhe begegnete, während seine „*Untergebenen*“ mich geradezu herablassend behandelten. Es schien, dass mit meiner wachsenden inneren Größe und Kompetenz, sich viele männliche Kollegen bedroht fühlten.

Zu diesen gehörte auch der Nachfolger meines Chefs. Der Neue versuchte von Anfang an mir zu zeigen, wer „*das Sagen*“ hat und dass ich ihm als Weisungsgebundene zu gehorchen habe.

Einmal unterstellte er mir, einen wichtigen Brief verlegt zu haben und ich solle ihn gefälligst suchen. Ich wusste, ich hatte ihm diesen Brief am Vortag in seine Postmappe gelegt hatte und er hatte diese mit nach Hause genommen. Er schrie mich an, ich solle gefälligst alles absuchen und ihm den Brief bringen. Ich war wütend, denn er war nicht bereit, meine Erklärung zu hören, sondern schob sein eigenes Versagen wieder einmal auf mich.

Um den Anschein zu wahren, durchsuchte ich alle möglichen Plätze, aber der Brief blieb – natürlich – unauffindbar. Am nächsten Morgen lag dieser Brief plötzlich auf meinem Schreibtisch! Er rief mich zu sich in sein Büro und ließ mich am „*Katzentischchen*“, der niedrigeren Rückseite seines beeindruckend großen Schreibtischs Platz nehmen. Er starrte mir mit grimmigem Gesichtsausdruck minutenlang in die Augen und mir war sofort klar: dies ist ein Machtkampf! Ich musste meine Würde wahren und schaute mit ausdruckslosem Gesicht über den Schreibtisch hinweg direkt in seine Augen.

Nach endlos langen Minuten schlug er die Augen nieder und ich wusste augenblicklich: ich hatte zwar diese Schlacht gewonnen, aber den Krieg würde ich verlieren, denn er war auch mein Personalchef.

Ich stand auf, wollte sein Zimmer verlassen und hatte bereits die Tür geöffnet, als er schrie: „*Komm zurück und mach die Tür zu!*“ und dann kam die „*Quittung*“ für meine Standhaftigkeit: „*Ich schicke dich zu einem Chefsekretärinnen-Seminar... oder ich suche Dir was Anderes... noch bin ich hier der Personalchef!!!*“

Meine Antwort machte ihn dann allerdings gänzlich sprachlos: „*Ja, such mir gerne eine andere Tätigkeit im Haus, so können wir beide nur gewinnen: Du bekommst die Sekretärin, die Du Dir wünschst, denn ich bin keine Sekretärin, ich bin Betriebswirtin!*“ Das traf ihn ganz persönlich, denn er selbst ist Volkswirt und damit hatte ich rein formell und ganz frech auf Augenhöhe geantwortet. Mir war bewusst, dass ich in diesem Hause kaum eine Chance bekommen würde, noch eine zufriedenstellende Arbeit erwarten konnte. Und dann hat er entschieden: „*Du wirst Springerin!*“. Ich musste von diesem Zeitpunkt an drei Jahre lang als „*Springerin*“ immer dort aushelfen, wo Rückstände aufzuarbeiten waren, teilweise in drei unterschiedlichen Abteilungen innerhalb einer Woche, eine extreme Belastung für mich!

Gleiche Arbeit, weniger Entgelt

Durch die permanent unterschiedlichen Anforderungen an meinen ständig wechselnden Einsatzorten - meine Flexibilität wurde extrem gefordert – baute ich vor allem auch kontinuierlich neues Wissen auf. Vor diesem Hintergrund beantragte ich alle vier sogenannten „*Zusatzstufen*“ zu meinem Entgelt. Ich begründete jede einzelne Zusatzstufe substantiell. Zur selben Zeit startete gerade in diesem Unternehmen eine Kampagne zur Gleichbehandlung: bei gleicher Arbeit - gleiches Entgelt.

Ich versah meinen Antrag auf Zusatzstufen mit einem Kampagnenaufkleber, denn ich hatte herausgefunden, dass viele Kolleginnen bei gleicher Arbeit ein deutlich höheres Gehalt bezogen. Und ich war zutiefst überzeugt, dass ich mir alle Zusatzstufen vollumfänglich verdient hatte. Mein Ansinnen traf erwartungsgemäß auf heftige Gegenwehr.

Als erste Maßnahme erwartete man von mir, ich sollte mein Schreiben zurücknehmen und es ohne den Aufkleber der Kampagne erneut einreichen, was ich jedoch nicht tat. Da hatte ich der Personalabteilung wohl zu sehr einen unangenehmen Spiegel vorgehalten. Meine Authentizität ließ mir indes keine andere Wahl.

Es wurde ein langer und harter Kampf, bis ich endlich, nach zähem Ringen, **eine** Zusatzstufe bewilligt bekam, mehr könne man mir „*beim besten Willen*“ nicht genehmigen. Hier – und das schien nun ein für alle Mal geklärt – gab es keinen gleichen Lohn für gleiche Arbeit. Jedenfalls nicht in meinem Fall! In meinem Kopf allerdings schwirrte der Satz: „*Wasser predigen und selbst Champagner trinken!*“

Schlimmer geht immer

Bei meinen zahlreichen Einsätzen gab es Abteilungen, die meine Arbeit sehr schätzten und mir eine feste Stelle in ihrem Bereich anboten, doch mein Augenmerk lag stets auf einer Beschäftigung, die mich weiterbringen würde.

Irgendwann erfuhr ich von zwei frei werdenden höher qualifizierten Stellen im Bildungsbereich, die mich sehr interessierten. Ich bewarb mich auf beide. Die Aufgabenbereiche waren spannend und ich brachte für beide die notwendigen Voraussetzungen mit. Leider wurden meine internen Bewerbungen ein weiteres Mal nicht zur Kenntnis genommen. Selbst auf Nachfrage in der Personalabteilung, ob man mir den Eingang meiner Bewerbungen bestätigen könne, wurde ich mit dem bekannten Muster vertröstet: „es sei ja gerade so viel zu tun“. Ich ließ nicht locker und fragte jede Woche telefonisch oder per Email nach - jedoch ohne Erfolg.

Also wurde ich persönlich im Vorzimmer des Personalchefs vorstellig, um mit Nachdruck auf einer Unterredung mit dem Chef zu bestehen. Vielleicht machte mein entschiedenes Auftreten Eindruck, jedenfalls lud man mich kurze Zeit später zum Gespräch. Ich war sehr verwundert, erstmalig auf der schwarzen Ledercouch im „*Allerheiligsten*“ der Personalabteilung Platz nehmen zu dürfen und es machte mich – wie sich später zurecht zeigen sollte – skeptisch. Man freue sich über meine Bewerbungen, so seine Aussage, könne mir jedoch keine Hoffnungen machen, da man sich „*bereits von außen*“ verstärkt habe, was „*zum gegenwärtigen Zeitpunkt unglaublich wichtig sei*“. Aber meine nächste Bewerbung würde ganz sicher berücksichtigt, das verspreche er mir.

Ich versuchte mein Glück beim Betriebsrat, von dem ich annahm, dass er ein Interesse daran haben müsste, interne Bewerbungen bevorzugt zu berücksichtigen. Aber nein, auch von hier bekam ich – wie viele Male zuvor - keine Unterstützung! Ich war enttäuscht und fragte mich, wie lange ich es in einem solchen Umfeld aushalten würde.

Inzwischen hatte ich durch meine Ausbildung in der systemischen Beratung viel dazu gelernt, war Regionalgruppensprecherin in der *Deutschen Gesellschaft für Systemaufstellungen* geworden und arbeitete dort im Leitungsgremium mit. Damit wurde meine Entwicklung öffentlicher und von meinen Kollegen auch wahrgenommen. Meine Erfahrung war, dass Gewerkschaftsmitglieder häufig stereotypische Vorurteile in Sachen Spiritualität und Religion haben. Meinen männlichen Kollegen war ich suspekt, was ein Zettel „*esoterikfreie Zone*“ an ihrer Glastür deutlich machen sollte. Für sie galt: Wer spirituell ist, ist anders und leidet unter Realitätsverlust! Gleichzeitig waren die Kolleginnen, denen ich den Rücken stärkte, dankbar für die Unterstützung. Im persönlichen Gespräch mit Kolleginnen und Kollegen stellte ich fest, dass einige bereits systemische Fortbildungen gemacht hatten. Erstaunlicherweise wurden diese sogar teilweise vom Arbeitgeber finanziert! Doch letztlich schien das eine Alibi-Funktion zu erfüllen, denn eine Anwendung des Erlernten wurde konsequent verhindert! Ich vermutete: man hatte Angst vor Transparenz, sie hätte möglicherweise einen Machtverlust bedeutet.

Nach einiger Zeit wurde wieder eine qualifizierte Tätigkeit angeboten und – die Tätigkeit entsprach exakt meinen Vorstellungen einer spannenden Aufgabe - ich bewarb mich darauf. Die ausgeschriebene Stelle für das Betriebliche Eingliederungsmanagement und als Suchtbeauftragte hätte perfekt zu meinem neuen Profil gepasst. Dann aber folgte das interne Vorstellungsgespräch. Es wurden

zwei Fragerunden, mit mehreren Personen, durchgeführt und anhand der Fragestellung konnte ich erkennen: sie suchen nach Gründen, mir diese Stelle wieder zu verweigern. Ich verwies im Gespräch auf das ausdrückliche Versprechen des Personalchefs, meine nächste Bewerbung „*ganz sicher*“ zu berücksichtigen. Aber man ließ mir ausrichten: „*Er habe das zu keinem Zeitpunkt zugesagt, ganz sicher nicht!*“.

Es schien ganz eindeutig, dass auch meine neu erworbenen Qualifikationen in systemischer Beratungsarbeit keinerlei Rolle spielten, denn ich wäre für diese Stelle eine gute Wahl gewesen. Ich hätte meine Erfahrung und meine Kompetenzen hervorragend einbringen können. Darüber hinaus: es gab keine weitere Bewerbung! Vielmehr wurde eine Kollegin, die gerade ein Projekt beendet hatte, auf diese Stelle versetzt: „*schließlich muss sie ja jetzt irgendwo untergebracht werden.*“

Letztlich blieb mir nur eine Möglichkeit: die Zeit abzuwarten, bis ich endlich in die Ruhephase der nun vereinbarten Altersteilzeit eintreten könnte. Ich hatte den letzten Funken Erwartung verloren, wollte einfach meiner Arbeit nachgehen. Ich hatte die Hoffnung, nun nicht mehr enttäuscht zu werden, keinem Mobbing mehr ausgesetzt zu sein.

Der ‚krönende‘ Abschluss

Die Wirklichkeit zeigte dann: dies sollte noch nicht das Ende meines Martyriums sein, denn es wurden neue Angriffe gestartet. Während meiner urlaubsbedingten Abwesenheit fiel die Entscheidung, dass ich mein Einzelbüro zu räumen habe. Ich sollte im umgebauten Großraumbüro meinen Schreibtisch an einem, mir zugewiesenen Platz, in der Mitte einnehmen. Von dieser Entscheidung ahnte ich bei meiner Rückkehr aus dem Urlaub nichts. Kurz darauf kam ein Kollege, mit dem entsprechenden Umzugsantrag, zu mir und bat mich diesen zu unterschreiben. Auf meine Frage, warum ich umziehen sollte, sagte er nur lapidar: „*Das ist so beschlossen und Du füllst jetzt diesen Antrag aus!*“ Ich recherchierte und stellte fest: Alle Kollegen in der Abteilung wussten Bescheid, nur mich hatte man nicht informiert!

Bei meiner Arbeit musste ich mich auf präzise Abrechnungen mit hohen Summen für Drittmittelgeber konzentrieren. Angesichts dessen konnte ich es kaum glauben, dass ich fortan inmitten vieler Arbeitsplätze, die lediglich mit Glaswänden voneinander getrennt waren, sitzen sollte – alle Türen der umliegenden Büros öffneten sich zu meinem geplanten Platz hin. Laute Gespräche, ständiges Telefonklingeln und ein permanentes Rein und Raus hätten ein sorgfältiges Arbeiten unmöglich gemacht!

Ich bat - ein letztes Mal - beim Betriebsrat um Unterstützung. Und selbst bei meinen nächsthöheren Vorgesetzten musste feststellen: hier wie dort hatte niemand ein Interesse daran, mich zu unterstützen.

Letztlich bat ich eine Fachärztin um Unterstützung. Sie attestierte, dass es mir im Kontext meines Aufgabenbereiches und angesichts meines Alters - inzwischen hatte

ich die 60 überschritten - nicht zugemutet werden könne, im Zentrum eines Großraumbüros zu sitzen, in dem derartige Unruhe herrschte. Das war mein Glück!

Kurz bevor ich in die Ruhephase der Altersteilzeit eintrat, gab es einen letzten unwürdigen Zwischenfall. Mein Abteilungsleiter stellte - nach immerhin 6 Jahren in dieser Abteilung - meine Kompetenz grundsätzlich in Frage: „*Ich vertraue ,Deinen Zahlen‘ nicht, sie stimmen nicht!*“ Ich hatte ihn im Vorfeld um Zusammenarbeit und inhaltliche Abstimmung gebeten. „*Das interessiert mich nicht im Geringsten!*“ war die übliche Reaktion. Er hatte sich bereits abgewandt und den Raum verlassen. Dabei waren wir als Team für Drittmittelprojekte verantwortlich, insbesondere oblag mir die finanzielle Verantwortung gegenüber den Mittelgebern. Auch eine konzeptionelle Abstimmung war notwendig und fand doch kaum statt.

Mir zu unterstellen, dass die Zahlen nicht stimmen, bekam an dieser Stelle für mich den Beigeschmack einer Veruntreuung. Das spürte ich ganz genau. Dieser Angriff auf meine Integrität brachte das Fass zum Überlaufen. Ich drohte an, ihn wegen übler Nachrede zu verklagen, wenn er diese Anschuldigung aufrechterhält. Soweit kam es dann nicht, weil sich sein Vorgesetzter auf meine Seite stellte und mir versicherte, dass diese Behauptung nicht aufrechterhalten würde.

Ich war erleichtert, als ich nach 16 Jahren in diesem Unternehmen und mehr als 40 Jahren in der Arbeitswelt in die verdiente Ruhephase gehen konnte.

Resümee:

Mut tut gut

Vielleicht lesen sich meine Erinnerungen für den Leser an der einen oder anderen Stelle wie eine überzeichnete Karikatur. Tatsächlich aber ist hier nichts erfunden oder hinzugedichtet. Gleichzeitig handelt sich nur um „*Ausschnitte*“ einer Vielzahl von Erniedrigungen und Entwürdigungen, denen ich im Laufe der Jahre ausgeliefert war.

Alles hat sich genau so zugetragen und mich in meinem Berufsleben viel Lebenskraft gekostet. Es gab in diesen über 40 Berufsjahren nur wenige, wenn auch für mich nachhaltig eindrückliche Situationen, in denen ich gefördert, ermuntert und bereichert, oder in denen mir angemessene Anerkennung zuteilwurde. Es gab hingegen viele Phasen, in denen ich keine Lebendigkeit und kaum Lebensfreude mehr verspürte.

Rückblickend und vor dem Hintergrund einer neuen inneren Haltung erstaunt es mich, wie oft ich in Krisen nicht den Mut verloren habe, risikobereit war und meine Chancen erkannte und nutzen konnte.

Die zahlreichen Traumata, die ich im Verlauf meines Berufslebens erfahren habe, entstanden sämtlich im Zustand des herrschenden Mangels: in der

Chancengleichheit, fehlender Würde, unangepasster Kommunikation, aber ganz besonders durch fehlende Wertschätzung und Empathie!

Einen Aspekt möchte ich sehr deutlich hervorheben:
die nach wie vor existierende **Benachteiligung von Frauen im Berufsleben!**

Augenscheinlich ist die Beziehung zwischen Mann und Frau - im Berufsalltag – eine ganz besondere. Meine Erfahrung war: je stärker meine Persönlichkeit als Frau, und meine Kompetenzen als Mitarbeiterin, in einer männlich geprägten Arbeitswelt wurden, desto mehr schien sich bei den männlichen Vorgesetzten das Bedürfnis nach Macht- und Rangordnungskämpfen auszuprägen. Obwohl formal festgeschrieben und hinlänglich bekannt, wer hierarchisch wem unterstellt war, wurde überflüssig häufig und ausdrücklich betont: „***Ich bin hier der Chef!***“.

Unangenehm wurde es besonders dann, wenn sachlich wie fachlich das Arbeiten auf kooperativer Augenhöhe zwar durchaus möglich, aber ganz sicher nicht gewollt war. Offensichtlich funktionierte die Beziehung „männlicher Chef – weibliche Weisungsbefugte“ nur hierarchisch und autoritär.

Neben fehlenden Karrierechancen für mich und zahlreiche kompetente und engagierte Kolleginnen, die ich in meinem Berufsleben kennenlernen durfte, war vor allem die Kommunikation, beziehungsweise der Umgang einer (stets männlichen) Führungskraft wesentlich und richtungsweisend.

Eine angemessene Kommunikation geschieht in gegenseitigem Respekt und auf Augenhöhe, jenseits vom Ausbildungsgrad und unabhängig von der Hierarchieebene. Sie soll klar, unmissverständlich, nachvollziehbar und verlässlich sein. Und sie erfordert stetige Reflektion! Geschieht sie ausschließlich in „*Top-Down-Haltung*“ – also Eltern-Kind- oder Täter-Opfer-Manier – verursacht sie Stress und wirkt verletzend.

Im Rahmen des kommunikativen Miteinanders habe ich schmerzhaft erfahren, dass Menschen, mit denen ich ehrlich und offen kommunizierte, mir im Gegenzug Versprechungen machten, ohne sie einhalten zu wollen oder zu können. Diese boten sich immer dann an, wenn der wahre Sachverhalt verborgen bleiben sollte, wie beispielsweise bei der Besetzung einer neuen Stelle. Zu Lügen ist das Eine und Versprechen nicht einhalten das Andere. Ein Versprechen, das nicht eingehalten wird, verkommt zur Lüge und wer lässt sich schon gern belügen?

Ich war kompetent, engagiert, motiviert und fleißig und ich habe mich stetig weitergebildet. Bei allem war mein vorrangiges Ziel: selbständig, unabhängig und würdevoll arbeiten zu können. Doch das sollte mir im Angestelltenverhältnis selten gelingen.

Wie gut, dass Entwürdigung und Erniedrigung auch Kräfte freisetzen können, die mich stets zu Höchstleistungen angetrieben haben oder mich zu notwendigen Entscheidungen zwangen.

Die systemische Beratungsausbildung zeigte mir ganz neue Sichtweisen auf. Ich konnte, ganz nebenbei, meine negativen Erfahrungen und belastenden Themen aufarbeiten und mich neuen Anforderungen stellen.

Wenn Schicksal eine Chance in sich trägt, dann war es für mich die Chance zur Reflektion meiner Lebenssituation. Sie hat mir stets neue Lebenswege eröffnet. Rückblickend kann ich sagen: ohne meine Resilienz und ohne meinen Mut, Neues zu wagen, wäre mein 40-jähriges Berufsleben mit dieser Biografie kaum denkbar gewesen.

Heute führe ich eine Praxis für systemische Beratung. Meine obersten Ziele sind Authentizität, Achtsamkeit und Wertschätzung. Wichtig ist die Begegnung auf Augenhöhe. Diese Werte lebe ich, mit Würdigung des persönlichen Lebensweges eines jeden Menschen, empathisch und aufrichtig. „*Meine Themen*“ begegnen mir immer wieder. Viele meiner Klienten kommen mit ähnlichen Problemen aus der Arbeitswelt in meine Praxis. Sie alle erzählen Geschichten von Trauma.

Wir haben noch einen langen Weg vor uns!